ein." Sie überfuhren Hunde, die den Mond anheulten, und in den Dörfern fuhren sie über verschiedene große Zehen. Die Morgenbrise kam nach [illegible]. Weder Hörner noch Hupen. Ein heiseres Geräusch kam von den Fahrzeugen und erfüllte die Dämmerung, die frisch, [illegible] war. Die Motoren schnauften, die Soldaten schnarchten.

In seinem Hotel des Invalides wachte ein Mann: Galliéni.

Er wachte: die Stirn über eine Karte geneigt, das Ohr am Telephon. Unbeweglich saß er in seinem flandrischen Stuhl; er hüstelte und hatte kalte Füße und sprang dabei auf den Straßen der Île de France herum. „Hallo Vaujours! — Noch nicht da? — Ah, verflucht noch mal! Was erzählen sie!" Er knurrte vor sich hin, und von Zeit zu Zeit fiel Zigarettenasche auf die Karte. Die Asche war weniger heiß als die dürre Hand des Generals.

Hallo! Der General hatte drei Augen: eins war auf die Ourcq gerichtet, eins auf die Taxis, eins auf den Kluck. Sein Geist war den Taxis um zehn Minuten voraus, dann um eine Viertelstunde, dann eine Stunde. Zwischen seinem Geist und der Wirklichkeit fand ein Schnelligkeitswettlauf statt. „Was? Sie passieren Claye-Souilly? Verdoppeln Sie die Geschwindigkeit, Himmelherrgott!" — „Hallo! Die Ourcq? Sie müssen es in drei Stunden schaffen, mit der Uhr in der Hand. Die Vierunddreißiger haben 800 Mann verloren? Man soll sie erschießen!"

Ein Ordonnanzoffizier trat ein. Galliéni rührte sich nicht. Der Offizier wartete fünf Minuten, eine halbe Stunde, eine Stunde. Galliéni rührte sich nicht. Der Offizier war bleich vor Furcht, machte kehrt und verschwand, als ob der Gottseibeiuns hinter ihm her wäre.

„Hallo! Die Taxis in Neufchelles? Nein, nein, weiter! Kein Haltmachen! Ich verbiete es. Bei Todesstrafe. General, Sie haften mir für jede Minute!"

Es war acht Uhr morgens. An der Ourcq brach das total erschöpfte 10. Korps zusammen. Der Feind nahm Bouillancy im Sturm.

Die Taxis rollten unaufhörlich heran, schmutzig von Kot und Dreck. Manchmal stürzte eins in einen ausgetrockneten Graben. Man fuhr darüber hinweg. Es war ein phantastischer Zug. Die Soldaten waren aufgewacht. Sie besahen sich diese Landschaft: den Kohl, die Stoppeln, die Erlen; alles lag in Frühnebel gebadet. Eine lange Staubwolke rollte über die taubedeckten Felder. Das [illegible] flog einem im Halse hoch. Die Chauffeure lachten und beschleunigten immer noch die Geschwindigkeit.

Gegen neun Uhr waren die Taxis an der Ourcq. Die ganze Armee stieg aus. Fünfzigtausend frische Männer warfen sich in die Schlacht. Es entstand ein großer [illegible].

Die Marneschlacht war gewonnen."

Eine Erinnerung an August Bebel

Nach Aufzeichnungen von Hermann von Eckardstein

Im dritten Band seiner „Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten" widmet der frühere Botschaftsrat Hermann von Eckardstein unserem August Bebel ein Erinnerungsblatt, das die prophetische Klarheit zeigt, mit der unser unvergeßlicher Führer in einer Zeit höchster außenpolitischer Spannung die [illegible] des Weltkrieges kommen sah. Bevor wir den Aufzeichnungen Eckardsteins folgen, soll zum Verständnis der damaligen außenpolitischen Lage — es war um 1905 zur Zeit der Marokkokrise — ein kurzer Rückblick auf die Entstehung und Vorgeschichte der marokkanischen Frage gegeben werden.

Im Jahre 1880 wurde von den Vertretern der europäischen Staaten in Madrid nach langen Verhandlungen eine Konvention unterzeichnet, die eine allgemeine Regelung der Angelegenheiten des scherifischen Reiches zum Gegenstand hatte. Als Frankreich zu Beginn der 80er Jahre den Grundstein für sein großes afrikanisches Kolonialreich legte, erblickte es bereits auf den Erwerb Marokkos zur Abrundung seines afrikanischen Kolonialreiches. Um für die Einbuße seiner vorherigen Stellung in Aegypten Ersatz zu gewinnen, setzte es sich 1881 unter Bismarcks Billigung in Tunis fest. 1883 kam Jules Ferry, mit dem Bismarck sehr freundschaftlich stand, zur Ministerpräsidentschaft Frankreichs, worauf beide, in der Hauptsache durch private Kanäle, einen eingehenden Meinungsaustausch über Marokkos Zukunft pflegen. Bismarck erklärte sich schließlich damit einverstanden, daß Frankreich, sobald es selbst den Augenblick für gekommen hielt, über Marokko sein Protektorat erkläre. Er stellte der Republik sogar die moralische und diplomatische Unterstützung Deutschlands für diesen Augenblick zur Verfügung.

Bismarck hatte sich um die Mitte der 80er Jahre dem Grafen Paul Hatzfeld gegenüber, der damals Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, in folgender bemerkenswerter Weise geäußert: „... Es gibt außer dem Balkan drei große Wespennester auf unserem Planeten, nämlich das Mittelländische Meer, den Persischen Golf und die marokkanische [illegible]. Gott gebe, daß Deutschland sich selbst nie in eines dieser gefährlichen Nester hineinsetzen möge." Als dann Ende des vergangenen Jahrhunderts die Sturm- und Drangperiode der deutschen Kolonialpolitik begann und auf Betreiben der vielen alldeutschen Marine- und Kolonialphantasten der deutsche Imperialismus inszeniert wurde, der den Zusammenbruch des kaiserlichen Deutschlands vorbereitete, erhob Graf Hatzfeld, bekanntlich Bismarcks bestes Pferd im Diplomatenstall, warnend seine Stimme in Berlin. Leider vergeblich. Durch die abenteuerliche Bagdad- und Marokkopolitik geriet man gleichzeitig in die Gefahrenzonen des Mittelmeeres und des Persischen Golfs. Zu wiederholten Malen bestand dennoch die Möglichkeit, sich mit England sowohl in der Bagdad- wie in der Marokkofrage zu einigen und eine gemeinschaftliche Lösung dieser beiden Probleme zu erreichen, desgleichen auch mit Frankreich. Aber in ihrem grenzenlosen Mangel an Voraussicht und Entschlußkraft hat die deutsche Diplomatie jedesmal die sich bietenden Möglichkeiten ungenützt gelassen. Man ließ die Dinge ganz planlos bis zur Konferenz von Algeciras treiben, um sich hier die unheilvolle Isolierung und Einkreisung Deutschlands bestätigen zu lassen, die im Weltkrieg allgemein offenbar wurde.

Hermann von Eckardstein, damals deutscher Botschaftsrat in London, kam im Juni 1905 nach Berlin, um sich über die Entwicklung der englischfeindlichen Marokkokrise zu informieren und nötigenfalls zu vermitteln. Wie ahnungslos und gleichgültig zugleich der damalige Reichstag in auswärtigen Angelegenheiten war, konnte Eckardstein bald feststellen. Er fand bei den herrschenden Parteien so gut wie gar kein Interesse für die Marokkoaffäre! Er fand es aber bei August Bebel!

Die Unterredung Eckardsteins mit Bebel über die Marokkokrise fand im Hotel Kaiserhof in Berlin statt, wo Eckardstein abgestiegen war. Gleich nachdem man in medias res gegangen war, machte Bebel eine bedeutungsvolle Bemerkung. Er sagte: „Zu Bismarcks Zeiten hätte, obgleich dieser gewiß kein Freund der Sozialdemokraten gewesen sei, zwischen der Wilhelmstraße und seiner Partei eine gewisse Fühlung bestanden .... Seit Bismarcks Entlassung aber sind wir Sozialisten ... im großen und ganzen ohne jede Fühlung mit den maßgebenden Regierungskreisen! ... In Frankreich sei das ganz anders. Dort ständen die Führer der Sozialisten meistens in enger Fühlung mit den im Ministerium ausschlaggebenden Persönlichkeiten. So werde z. B. seit Beginn der Marokkokrise Jaurès vom Ministerpräsidenten ständig auf dem laufenden gehalten!"

Als dann Eckardstein Bebel von dem Vorschlage Lord Salisburys an den deutschen Kaiser im August 1895 betreffend die Teilung des Orients sowie von den britischen Bündnisangeboten in den Jahren 1898, 1899 und 1901 sprach, war Bebel so überrascht und bestürzt, daß er kaum daran zu glauben wagte. Er erging sich dann in heftigen Anklagen gegen die mit Blindheit geschlagene [illegible] Gefolgs- und Zivilkamarilla des Kaisers und seiner Berater. Wörtlich sagte dann Bebel, indem er in diesem Zusammenhang auf Bismarck zu sprechen kam:

„... Wir Sozialisten haben sicherlich keinen Grund, besonders gut auf Bismarck zu sprechen sein, denn er war unser Feind und wir haben oft in heftigem Kampfe gegen ihn gestanden. Trotzdem besitze ich eine große Bewunderung für ihn, denn er war ein Mann und wußte, was er wollte. Auch ich bin mehr als je davon überzeugt, daß es ausschließlich ihm zu verdanken ist, wenn seit Reichsgründung der Friede in Europa erhalten blieb, wenngleich die politischen Methoden, welche er zur Erreichung seines Zieles angewandt hatte, mir oft einigermaßen spanisch vorgekommen sind. Daran zweifle ich keinen Augenblick, daß Bismarck, wenn sich ihm während seiner Amtszeit solche Gelegenheiten, von denen Sie mir erzählten, geboten hätten, um sich dauernd mit England zu einigen, sofort zugegriffen hätte ..."

Auf die aktuelle Marokkokrise zurückkommend, bemerkte Bebel, daß er über die Vorgänge hinter den Kulissen genau unterrichtet sei und zwar durch seinen Freund und Genossen Jaurès in Paris, der seine Informationen direkt vom französischen Ministerpräsidenten habe. Irgendwelche Informationen aus der Wilhelmstraße zu erhalten, daran sei ihm nichts gelegen, denn er sei nicht gewillt, wie etwa die bürgerlichen Parteien des Reichstages, sich offiziell, offiziös oder gar vertraulich etwas vorlügen zu lassen. Alles, was von der Wilhelmstraße komme, betrachte er von vornherein als abgekarteten Schwindel. Geradezu ungeheuerlich sei es, daß es einzelnen chauvinistischen Verbrechern, wie z. B. Baron Holstein und Konsorten in Deutschland und Herrn Delcassé in Frankreich, gestattet sein sollte, ohne jeden Grund einen blutigen Krieg zwischen zwei zivilisierten Völkern zu entfesseln, aus dem sich ein allgemeiner europäischer oder gar Weltkrieg notwendig entwickeln müßte.

Ueber Rußland sagte Bebel wörtlich:

„.... Was unsere östlichen Nachbarn betrifft, so liegt die Sache dort anders als bei unseren westlichen. Ich fürchte, wir Deutsche werden auf die Dauer einem Zusammenprall mit dem russischen Imperialismus und Panslawismus nicht ausweichen können. Dort im Osten steht unser wahrer und einziger gefährlicher Feind. Gegen ihn müssen wir stets auf der Hut sein. Sollte es jemals gegen Rußland, das ja nur vorübergehend durch den ostasiatischen Krieg lahmgelegt ist, losgehen, so werden wir Sozialisten wie ein Mann marschieren. Im Osten wie im nahen Orient liegt auch unser kulturelles und wirtschaftliches Ausdehnungsgebiet. Darüber müssen wir uns aber auch klar sein, daß, gleichviel welche Regierungsform in Rußland bestehen mag, das Russentum in Verbindung mit dem Zarismus stets eine Gefahr für uns bleiben wird. Erst kürzlich habe ich wieder einmal Bakunins Briefwechsel mit Ogarjow und andere Schriften von ihm gelesen. Diese Leute sind eben Asiaten, und die von ihnen befürworteten Methoden gehören ebenfalls nach Asien, aber nicht nach Europa. Ich fürchte, auf die Dauer werden wir Sozialisten [illegible] Kultur und nie mit der Weltanschauung dieser Leute identifizieren können ..."

Eckardstein suchte einige Tage nach dieser bedeutsamen Unterredung Bebel im Reichstage auf. Im Verlaufe der hier stattfindenden halbstündigen Unterredung sagte Bebel:

„..... Was Sie mir neulich nachts über die verschiedenen Verständigungsmöglichkeiten mit England erzählt haben, hat mich natürlich ungeheuer interessiert. Ich habe die letzten Tage viel darüber nachgedacht. Ein Skandal ist es jedenfalls, daß so wichtige Vorgänge in der äußeren Politik der Volksvertretung seitens der Regierung verschwiegen werden. Zum mindesten hätten sämtliche Parteiführer im Vertrauen davon in Kenntnis gesetzt werden müssen. Vor allem hat mich der Vorschlag Lord Salisburys vom August 1895, betreffend eine Aufteilung der Türkei, bewegt. Eine Annahme dieses Vorschlages und eine kluge, folgerichtige Durchführung dieses Gedankens hätte die ganze soziale Frage bei uns in Deutschland zu mindestens zwei Drittel gelöst. Auf was beruhen denn in erster Linie die sozialen Mißstände im Deutschen Reiche? Doch lediglich auf dem Umstande, daß die Bodenfläche Deutschlands höchstens 40 Millionen Einwohner menschenwürdig ernähren kann, während die Bevölkerungszahl heute schon mehr als 60 Millionen Köpfe beträgt. Afrika und die Südsee nützen uns gar nichts, denn nie werden wir dort Ansiedlungen in größerem Stile bewerkstelligen und Kinder der weißen Rasse hochbringen können. Ich bleibe dabei, im Osten und im nahen Orient liegt unser Ausdehnungsgebiet! Ich hoffe, Sie haben Gelegenheit gefunden, den Herren in der Wilhelmstraße klarzumachen, daß wir Sozialisten im Kriegsfalle nicht zu marschieren gedenken. Nicht zu vergessen ist es, wie gewisse, den maßgebenden Regierungskreisen nahestehende Publizisten mit ihren Kriegstreibereien sogar in höherem Ausmaße als bisher fortfahren können. Soweit ich es übersehen kann, besteht auch bei der großen Masse der bürgerlichen Gesellschaft bei uns bis jetzt nicht der geringste Wunsch nach kriegerischen Abenteuern. Aber durch eine so systematisch betriebene Vergiftung der ganzen Atmosphäre und Irreleitung der öffentlichen Meinung könnte doch schließlich eine kriegerische Stimmung geschaffen werden, deren Folgen nicht mehr gutzumachen wären ..."

Als Eckardstein dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Freiherrn von Richthofen, von seiner Unterredung mit August Bebel und insbesondere dessen Versicherung, daß die Sozialisten im Kriegsfalle nicht marschieren würden, erzählte, bemerkte Richthofen, es sei Holstein bereits bekannt, daß Eckardstein wiederholt mit Bebel zusammen gesehen worden sei, was Holsteins Wut gegen Eckardstein noch erhöht habe. Er, der Staatssekretär, riete dem Baron Eckardstein als seinem Freunde, Berlin sobald wie möglich zu verlassen, denn man könne nie wissen, welche Schritte Holstein bei seinen skrupellosen Methoden gegen ihn unternehmen würde. Holstein habe nun einmal die Macht in Händen, und es sei nicht ausgeschlossen, daß er irgendeinen fadenscheinigen Vorwand finde, Eckardstein durch die politische Polizei verhaften zu lassen! Diese Vermutung Richthofens hat sich später als wahr erwiesen, wie er Eckardstein bei einem späteren Besuche mitteilte. Holstein hegte eine besinnungslose Wut gegen den Botschaftsrat, weil er seine Politik durchkreuzt hatte. . .

Es ist gewiß eine Tatsache von größter historischer Tragik, daß Männer wie August Bebel im wilhelminischen Zeitalter dazu verdammt waren, nur ratend und warnend ihre Stimme erheben zu können, ohne in der Lage zu sein, das Staatsschiff von verantwortlicher Stelle zu lenken. Ziel- und gedankenlos konnte so die deutsche Diplomatie in die große Katastrophe hineinstolpern, deren furchtbare Folgen heute jeder einzelne am eigenen Leibe zu spüren hat!

Die aussterbenden Samaritaner

Im nördlichen Palästina lebt noch heute der Volksstamm der Samaritaner, die ihren Namen von der alten Stadt Samaria haben und Anhänger der jüdischen Religion sind. Der Volksstamm der Samaritaner bildete sich vor ungefähr 3000 Jahren. Als die israelitischen Bewohner in die Verbannung geführt wurden, blieb eine Anzahl israelitischer Familien im Lande wohnen und vermischte sich mit einwandernden fremden Stämmen. Das so entstandene Mischvolk verehrte neben fremden Göttern auch Jehova und übernahm nach und nach immer mehr Bestandteile des jüdischen Kults. Die aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrenden Juden erkannten dieses Mischvolk nicht als Stammes- und Religionsverwandte an und weigerten sich, sie an den religiösen Feierlichkeiten in Jerusalem teilnehmen zu lassen. [illegible] Damals gab es viele blutige Kämpfe zwischen den neuen und den alten Stämmen, aber schließlich zogen sich die Samaritaner zurück und errichteten einen eigenen Tempel auf dem Berge Garizim. Dieser Tempel wurde im Jahre 129 v. Chr. von Johannes Hyrkan zerstört. Aber die Stelle, wo er gestanden hatte, blieb den Samaritanern ein heiliger Ort. Sie achteten die Gesetze Mose und legten sie nur ein wenig anders aus als die übrigen Juden. Doch hielten und halten sie auch heute noch alle Vorschriften des jüdischen Kults aufs Strengste. Religiöse Isolierung führte dazu, daß diese jüdische Sekte von allen jüdischen Stämmen verachtet wurde. So wählten sie ihren eigenen Hohenpriester und ihre Stammesführer und kümmerten sich nicht mehr um die Kämpfe der übrigen Judenheit. Als der [illegible] im Jahre 70 n. Chr. den großen Aufstand gegen die Römerherrschaft führte, beteiligten sich die Samaritaner nicht daran, und sie wurden daher auch von den siegreichen Römern verschont, als den Juden die schicksalsschwere Stunde der Zerstörung schlug. So wohnen sie heute noch an denselben Orten wie vor Jahrtausenden. Gelegentliche samaritanische Siedlungen in ägyptischen Städten und in Vorderasien, in Damaskus, Aleppo, Caesarea, sind zugrunde gegangen. Aber in dem Orte Nablus, in der Nähe des alten Samaria, leben noch heute die letzten 175 Angehörigen des Samaritanerstammes. Sie halten sich für die auserwählten Juden, weil sie den Boden ihrer Vorfahren nie verlassen haben und auch später keinerlei Mischehen mehr eingegangen sind, und weil sie nach denselben Sitten und Gebräuchen leben, wie sie dort vor 3000 Jahren heimisch waren.

Nablus ist eine große arabische Stadt, in der sich der arabische Widerstand gegen die zionistische Einwanderung konzentriert. Sie liegt am Fuße eines Gebirges gegenüber dem Berge Garizim, auf dem, wie zu biblischen Zeiten, die Samaritaner noch heute zur Osterzeit die Schafe schlachten, die sie Jehova zum Opfer bringen. In den Straßen sieht man nur völlig verschleierte Frauen. Die kleinen Kaffeehäuser sind stets überfüllt. Reiche Kaufleute rauchen in ihren Bazaren die Nargileh; schlanke Minarette ragen in den immer blauen Himmel. Der Islam ist die herrschende Religion. Geht man nun durch das Gewirr gewundener Straßen, steigt man über ausgetretene Treppen, so gelangt man auf den Gipfel der Stadt. So kommt man in jenes Viertel, in dem seit Jahrhunderten trotz arabischer Verfolgungen und trotz der Verachtung der übrigen Juden jene 175 Menschen leben, die den ältesten Stammbaum aller lebenden Familien besitzen. Die ständig geübten Verwandtenehen haben im Laufe der Jahre den Stamm degeneriert und die Rasse zu einem allmählichen, aber sicheren Tode bestimmt. Getrennt von der großen Zahl der fünfzehn Millionen Juden der Welt, muß der Stamm der Samaritaner in wenigen Generationen verschwunden sein. Man muß sich beeilen, wenn man diese letzten Abkömmlinge einer altersgrauen Vergangenheit sehen will, wie sie dicht aneinandergedrängt in wenigen Häusern einer arabischen Stadt leben. Sie tragen das Stigma einer erschöpften Rasse. Hochgewachsen, feingliedrig, mit bewundernswert schönen Händen und beunruhigend eleganter Haltung, haben sie die überlegene Gleichgültigkeit, wie sie jahrhundertelange Ueberwindung verleiht. Große schwarze Augen träumen in kläglichen, blutleeren Gesichtern; die Bärte sind gepflegt, die Stimme zart und wohlklingend. Da sie zu ihren direkten Vorfahren die alten Chaldäer zählen, so ähneln ihre Profile assyrischen Reliefbildern.

Sie gleichen in ihrem Aeußeren Gobelinfiguren aus den Zeiten römischer Dekadenz; jedoch das Leben lastet schwer auf diesen Menschen, deren edler Wuchs dazu geschaffen scheint, mit reichen Gewändern bekleidet zu werden, und die man sich am liebsten in einem Milieu des größten Ueberflusses versetzt denken würde. Welche Ernüchterung ist es, wenn man in ihre verfallenen Wohnungen, in die niedrigen Zimmer, in die dunklen Höfe eintritt. Und welche kunstlosen Gegenstände sie benutzen! Was tut nur jene alte Frau, die dort vor einer Türe sitzt? Warum reibt sie mit nachlässig-eintöniger Gebärde diese beiden Steinplatten gegeneinander? Man tritt heran und sieht: wie zu den Zeiten der Erzväter Rahel und Sarah zermahlt sie das Korn zwischen den Steinen, um daraus Mehl zu bereiten. Auch die Synagoge ist von einer erschreckenden Armseligkeit. Niemand kann sagen, wie alt sie ist. Wie alt mag der heilige Vorhang vor den Thorarollen sein, der so abgenutzt, dessen Stickerei aus Kupferfäden an einigen Stellen zerrissen ist? Er ist von einem grünen Schleier bedeckt, auf den goldene Buchstaben gewirkt sind. Mit Stolz erklären die Samaritaner, daß ihr Stamm 3000 Jahre zählt. Die Jahrtausende verlieren ihre Bedeutung vor den müden Augen dieser Menschen. Sicherlich bergen diese Rollen einige der ältesten Pergamente. Aber die Leute, die sie umgeben, scheinen ebenso alt zu sein. Da ist der Hohepriester und sein Sohn, da sind sein Neffe und alle die übrigen, insgesamt siebzehn, die zur heiligen Familie der Leviten gehören. Wie es die Bibel vorschreibt, schneiden sie niemals die Haare, und unter dem Turban tragen sie eine Art Zopf, den sie sorgsam pflegen. Sie sprechen alle hebräisch oder vielmehr eine hebräische Mundart, ungefähr so, wie man es in den letzten Jahrhunderten des alten jüdischen Reiches allgemein in der Volks[illegible] zu sprechen pflegte. Sie sind wohl die einzigen Menschen der Erde, die niemals, seit Abrahams Zeiten, aufgehört haben, hebräisch zu sprechen. Sie zünden am Sonnabend kein Licht an, sie erkennen auch nicht den Talmud an, der in nachbiblischer Zeit entstanden ist. Sie feiern das Osterfest nicht zu derselben Zeit wie

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19260903/16
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft
DFG